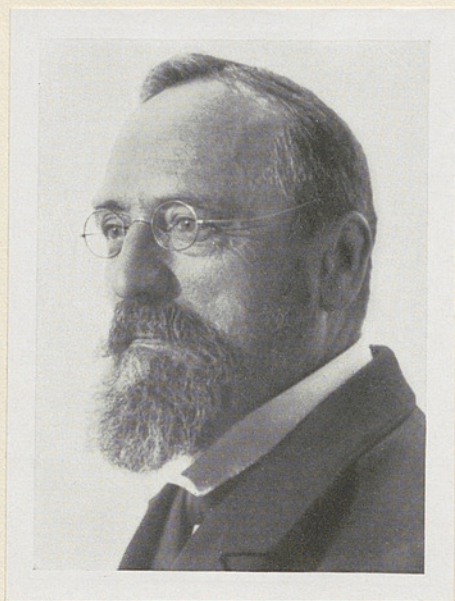




Nehr E 56

Dr. Hermann Escher

1857 – 1938



Zum Andenken

an

Dr. phil. und Dr. theol. h. c.

HERMANN ESCHER

von Zürich

geboren 27. August 1857

gestorben 3. April 1938

Bestattungsfeier im Großmünster

am 6. April 1938

Abdankungsrede

von Kirchenrat Dr. O. Farner

Pfarrer am Großmünster

Der Mensch ist in seinem Leben wie das Gras. Er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, die ihn fürchten. Des Menschen Leben währt siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Du aber bleibst, der Du bist, und Deine Jahre nehmen kein Ende. Wir sind Erde und müssen wieder zu Erde werden. Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Aber Christus hat dem Tod die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium. Freuet euch, daß eure Namen im Himmel aufgeschrieben sind! Es müssen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade wird nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens wird nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer. Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Wir gehn dahin und weinen und tragen edlen Samen. Aber Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen,

und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Niedrigkeit und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. So laßt uns wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Laßt uns kämpfen den guten Kampf des Glaubens und getreu sein bis in den Tod! Amen.

Im Herrn Geliebte! Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, durch einen sanften Tod von der Beschwer seines Alters zu erlösen Dr. Hermann Escher, seines Alters 80 Jahre, 7 Monate und 7 Tage. Wir haben uns hier versammelt, um des Entschlafenen in Liebe zu gedenken, für all das Gott zu danken, das uns durch ihn zuteil geworden ist, und in unserer Trauer, die dieses Sterben über uns gebracht hat, nach Licht und Trost zu suchen bei dem, der über die Lebendigen und die Toten der Herr ist. Allen, die die Freundlichkeit hatten, sich zu dieser Abschiedsfeier einzufinden und dem Heimgegangenen damit die letzte Ehre zu erweisen, sei im Namen seiner Hinterlassenen herzlich Dank gesagt.

Liebe Leidtragende, liebe Trauerversammlung! Als Dr. Hermann Escher vor sechs Jahren von dem Amte zurückgetreten war, für das er während eines halben Jahrhunderts seine beste Kraft aufgezehrt hatte, empfand er das Bedürfnis, in der ihm eigenen Sachlichkeit und Straffheit die wichtigsten Daten seines Lebens zu Papier zu bringen. Seine Angehörigen haben gebeten, daß jetzt an Stelle des üblichen Nekrologes diese eigene Bericht-erstattung verlesen werde. Sie lautet:

„Als Sohn von Hans Caspar Escher von Zürich und der Rosine Züblin von St. Gallen und als jüngstes von sechs großjährig gewordenen, sämtlich im Ausland geborenen Geschwistern bin ich am 27. August 1857 in Reutte im Tirol zur Welt gekommen. Primarschule und Gymnasium durchlief ich in der Vaterstadt. Frühe Neigung zu geschichtlicher Lektüre, Anregungen in Bureau und Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft im Helmhaus, wo mein früher auf technischem Gebiete tätiger Vater nach der Rückkehr in die Heimat an der Seite Ferdinand Kellers als Konservator wirkte, und der Unterricht Heinrich Grobs am Gymnasium ließen mich im Herbst 1876 das Studium der Geschichte ergreifen. Ich betrieb es in Zürich unter Georg von Wyß und Gerold Meyer von Knonau und während zweier Semester in Straßburg und schloß es im April 1881 mit dem Staatsexamen und im Dezember 1881 mit der Doktorpromotion auf Grund einer reformationsgeschichtlichen Arbeit ab.

Schon zuvor, im Januar 1881, war ich nach dem Tode meines Oheims Salomon Vögelin als zweiter Unterbibliothekar an der Stadtbibliothek eingetreten. Der Hoffnung, neben dem Bibliothekamt noch wissenschaftlich tätig zu sein — wie mir dann größere Aufgaben herausgebender und darstellender Art übertragen waren — stellte sich gesundheitliche Störung entgegen, die durch Jahrzehnte dauerte und nur langsam abnahm. Sie zwang mich zu strengster Beschränkung auf mein Amt. Aber der dadurch verbundene Verzicht wurde belohnt durch die Möglichkeit, an bedeutsamen Aufgaben bibliothekarischer Art mitzuwirken, als da sind: Ausbau der alten Stadtbibliothek, seit 1887 als erster Bibliothekar, in enger Arbeitsgemeinschaft mit Wilhelm von Wyß und mit dem Ziel,

die Zersplitterung im zürcherischen Bibliothekswesen zu heben durch Vereinigung mit der Kantonsbibliothek; Arbeit für diese Vereinigung, die auch von Theodor Vetter angestrebt und von Freund Adolf Tobler finanziell großzügig unterstützt wurde; Leitung der auf Neujahr 1916 ins Leben getretenen Zentralbibliothek, bei deren Einweihungsfeier am 25. August 1917 die Theologische Fakultät mir den Ehrendoktor verlieh; 1895 und folgende Jahre Leitung der öffentlichen Bibliothek der neu gegründeten Pestalozzigesellschaft als Präsident der Bibliothekskommission und seit Herbst 1931 Überführung der vereinigten Lesesaal- und Bibliothekunternehmung in die neuen Verhältnisse als Vorstandspräsident; Mitwirkung an der 1897 gegründeten Vereinigung schweizerischer Bibliothekare im Sinne möglicher Zusammenfassung der zerteilten Kräfte des Landes zu einheitlicher Wirkung; Wirksamkeit hiefür auch als Mitglied seit 1912 und Präsident seit 1918 der Schweizerischen Bibliothekskommission, d. h. der Aufsichtsbehörde für die Schweizerische Landesbibliothek in Bern; von 1919 an Tätigkeit für die neu errichtete Schweizerische Volksbibliothek als Präsident des Stiftungsrates bis heute und als Vorstandspräsident bis 1927.

Auf Ende März 1932 trat ich von meinem Amte als Direktor der Zentralbibliothek zurück, wurde aber dafür in deren Bibliothekskommission als einer der städtischen Vertreter gewählt. Für das Sommersemester 1932 übernahm ich eine Vorlesung an der Universität über Geschichte des Bibliothekwesens. Neben der bibliothekarischen Tätigkeit mag zum Schluß noch diejenige für den Zwingliverein von seiner Gründung 1897 an als Aktuar und Präsident erwähnt werden.“

Liebe Anwesende, wir staunen vor der gewaltigen Lebensleistung, die in diesen wenigen Sätzen mehr angedeutet als umschrieben ist. Warum sie bewältigt werden konnte und wie sie bewältigt werden wollte, darüber hat der liebe Doktor Hermann Escher uns nicht im ungewissen lassen wollen. Er beauftragte mich, bei seiner Abdankung zwei Worte der Heiligen Schrift in den Mittelpunkt zu stellen. Das eine hat er dem ersten Korintherbrief entnommen, wo es im 4. Kapitel, Vers 2 also heißt: „Nun verlangt man von den Haushaltern nur, daß einer treu erfunden werde.“ Damit ist ein Dreifaches gesagt. Einmal dies: es wird von uns verlangt; nicht wir sind's, die Ansprüche zu machen haben, das Leben beansprucht uns; bist nicht gefragt; darüber ist zum voraus entschieden; Gott will dich in seinem Dienst haben. Dann das andere: daß dieser Dienst Haushalterschaft ist; trägst alles zu Lehen, die Zeit, die gar nicht deine Zeit ist; Hab und Gut, das im Grunde nicht dir gehört, deine besondere Begabung, sie ist dir nur anvertraut; alles, was du hast, sind nur die dir zur Verfügung gestellten Werkzeuge, und du darfst damit schaffen, tust es aber auf Verantwortung, schuldest Rechnung; mußt sehen, daß du möglichst viel herausbringst, hereinbringst, nicht für dich, für Ihn! Und schließlich das dritte: es geht ums Treusein; es geht letzten Endes in unserem Leben nicht nach Erfolg und Ertrag; für den, der daran denkt, daß der Erfolg des besten Lebens, das hienieden gelebt worden ist, das Kreuz war, kommt dieser Maßstab nicht mehr in Betracht; vor der letzten, d. h. vor der ewigen Instanz ist einzig und allein nach der innern Haltung gefragt, nicht nach dem äußern Glück und Gefallen, ist einfach gefragt, ob wir zur Aufgabe stehen, in die hinein uns der Herr des Lebens gestellt

hat, ganz dazu stehen — das heißt Treusein, ganz Dabeisein. „Nun verlangt man von den Haushaltern nur, daß einer treu erfunden werde.“ Nur das, aber das. Und zu diesem Pauluswort wollte der Heimgegangene heute noch das Christuswort hinzugefügt wissen (Lukas 17. 10): „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, so sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur getan, was wir schuldig waren.“ Wer dieses Geständnis aufnimmt und wie das Fazit seines Lebens nachspricht, der verbietet sich das Rühmen. Wo es ein Mensch zur Treue brachte, da ist nur Gottes Erbarmen zu rühmen. Er hat alles gut gemacht, wo wir es weithin fehlen ließen. Wir haben so wenig für ihn getan, und er hat für uns alles getan. Liebe Freunde, es ist kein Verhältnis; wir kommen nie nach, unsere Verpflichtung wettzumachen; wir bleiben immer in der Schuld, in der großen, von uns aus nie abtragbaren Schuld. Tue, was du willst, tue das Beste, was du kannst: Bitte Gott um seinen heiligen Geist, daß du den Weg des Gehorsams siehst, daß du den Weg der Treue gehst und vollbringe dann aus Dankbarkeit ein Lebenswerk, über das die Menschen staunen — vor Gott hast du kein Recht darauf zu pochen, vor den ewigen Gerichten kein Anlaß, dies als Leistung geltend zu machen. „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, so sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“ Wir sind auf die Gnade angewiesen; das ist das Größte im Leben, daß man das sieht. Dort ist das Ziel erreicht, wo man das im Glauben ergreift: die Vergebung der Sünden im gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Das ist der einzige Trost im Leben und im Sterben.

Ein Denker des römischen Altertums vergleicht einmal

das menschliche Leben mit einem Schauspiel und gibt den Rat: „Bedenke dieses: Du bist in einem Drama der Inhaber einer bestimmten Rolle, welche der Dichter durch dich ausführen will: Ist sie kurz, so spielst du eine kurze, ist sie lang, eine lange Rolle. Will er, daß du einen Armen vorstellst, so spiele ihn gut, ebenso eine hochgestellte Persönlichkeit. Denn das ist deine Sache, die Rolle, die dir übertragen ist, gut zu spielen; sie zu wählen ist die Sache eines andern.“ Wir wissen alle, was für eine hervorragende Rolle unserem Hermann Escher zugedacht war; er stellte einen Sammelpunkt und Quellort des geistigen Lebens dieser Stadt dar; durch eine immense Fülle von Beziehungen und Verpflichtungen wirkte sich sein gewaltiges Wissen und Können weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, ja über diejenigen unseres Vaterlandes aus; sein Name wird als einer der bedeutendsten des ersten Drittels unseres Jahrhunderts in der Geschichte Zürichs aufgeschrieben bleiben. Aber nur wenige konnten wissen, wie lange der Entschlafene nach der Klarheit ringen mußte, welches denn nun der Posten sei, auf den ihn Gott haben wollte, und wie viel schmerzliches Entsagen damit verbunden war. Wie wir hörten, stand ursprünglich sein stärkstes Verlangen nach der wissenschaftlichen Betätigung. Gemütsdepressionen, die den Dreißigjährigen überfielen, zwangen ihn zum Verzicht auf die uneingeschränkte Verfolgung dieses Planes wie auch auf die Gründung eines eigenen Hausstandes. Darüber finden sich in weitem autobiographischen Aufzeichnungen die folgenden Sätze: „Seit ich 1886 in den langjährigen Krieg mit meinen Nerven eingetreten war, hoffte ich von Vierteljahr zu Vierteljahr auf Wiederherstellung meiner Arbeitskraft — umsonst. Diese Ungewißheit versetzte mich alsdann in

einen Zustand der Unsicherheit darüber, was ich als Ziel meines Lebens ins Auge fassen solle. Drei starke Eindrücke verhalfen mir schließlich zu Klarheit. Erstens eine Predigt bei Pfarrer Baumgartner in Brienz während eines Aufenthaltes am Gießbach über den Text: ‚Der Jünger ist nicht über seinem Meister, noch der Knecht über seinem Herrn‘ mit dem Hinweis darauf, daß eben auch Jünger und Knecht zu leiden haben. Zweitens eine Betrachtung von Martin Rade in seinem seit Jahren von mir gehaltenen Wochenblatt ‚Die christliche Welt‘ über das Wort: ‚Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft wird in der Schwachheit vollendet‘. Drittens ein Rathausvortrag meines lieben Freundes Prof. Gustav von Schultheß Rechberg über Johann Kaspar Lavater, der mit der Lavaterschen Sentenz schloß: ‚Sei du, was du bist, aber sei es ganz.‘“ Von da an ist er dann auf festem Boden gestanden, und das hat sein Leben und Wirken so fruchtbar und für uns alle so reich gemacht: die gehorsame Unterwerfung unter die Weisung der Schrift: „Nun verlangt man von den Haushaltern nicht mehr, als daß sie treu erfunden werden.“ In seinem letzten Lebensjahr schrieb der Heimgegangene einem Freund die folgenden Sätze: „Ich habe eigentlich seit langen Zeiten nicht mehr am Leben gehangen, es stets als eine große Aufgabe empfunden, obgleich ich, wenn ich mir jetzt Rechenschaft gebe, ganz gerne noch länger leben würde, um eine Anzahl Arbeiten fertigzumachen, die ich jetzt unfertig und unerledigt zurücklassen muß; denn wieviel Zeit mir noch gegeben ist, weiß ich nicht. Des Herrn Wille geschehe! Ich füge mich Ihm und gewärtige in Ruhe, was der Tod bringt. Das Weltall ist ja so wunderbar eingerichtet, daß es auf den unbefangenen Beobachter

den Eindruck macht, daß keine Kraft verloren geht. Sollte denn nicht auch die menschliche Kraft irgendwie anders zur Auswirkung gelangen? Ich darf sagen, daß ich in wichtigen Entscheidungen meines Lebens Gottes Willen und das, was sich mir als solchen in eindringlichem Gebet ergab, befolgt habe, unter Verzicht auf menschliche Wünsche, die sich aufdrängten. So werde ich, wenn auch in aller Schwachheit und Gebrechlichkeit, vor Gott treten dürfen, der Gnade, die Christus uns verkündigt hat, gewärtig.“

Für eine Treue möchten wir an dieser Stätte unserem lieben Dr. Hermann Escher noch besonders danken; ich bin von verschiedenen Seiten beauftragt, das hier zu sagen. Die Kirchgemeinde Großmünster gedenkt ihres um ihr Wohl und Wehe bis zuletzt innig besorgten Kirchgenossen, der während vielen Jahren als Mitglied und Präsident unserer Kirchenpflege mit großer Hingebung amte; er hat sich neben vielem andern auch um die innere Ausstattung dieses Gotteshauses verdient gemacht. Der Zwingliverein steht tiefbewegt an der Bahre dieses Mannes, der, soweit wir zurückdenken können, die Seele unseres Kreises und seit vielen Jahren sein mit nie versagendem Geschick die kleinen und großen Geschäfte vorbereitender und ausführender Vorsitzender war. Die ganze Zürcher Kirche wird sich bei diesem Hinschied bewußt, was für ein Geschenk es für sie bedeutete, daß Hermann Escher der Ihre war, jederzeit bereit, aus der Fülle seines reichen Wissens zum Rechten zu raten, aus glühender Liebe zur Landeskirche in seiner Weise Verkörperung, Wächter und Weiterführer der zwinglisch-bullingerisch-breitingerischen Tradition. Schon als Student in die Erforschung der zürcherischen Reformation

sich hineinarbeitend, hat er mit einem bis heute nicht überholten Werke darüber doktriniert, und diese erste Liebe zu unserem Zwingli ist er sein Leben lang nicht los geworden. Wenn dann einmal die neue Ausgabe der Zwingliwerke im Corpus Reformatorum fertiggestellt sein wird, wird die Wissenschaft und die Kirche neben Emil Egli und Walter Köhler unserem Hermann Escher dafür den meisten Dank zu zollen haben. Und wenn wir denn jetzt Abschied nehmen von diesem gottbegnadeten Manne mit dem reinen Willen und vornehmen Wesen, der Euch, liebe Angehörige, ein väterlicher Helfer, der vielen andern ein gütiger Berater und Tröster, der manchen ein unbedingt verlässlicher, treuer Freund gewesen ist, so wollen wir über sein Grab jetzt noch ein Wort seines Huldrych Zwingli sprechen: „Will der Fuormann zum Ziel gelangen, darf er nit besorgen, wie vil von synen Tieren uf der Reis zu Grund gangind. Wir sind Gottes Zugtier, und keins soll klagen, wens müed gemacht, geschädigt und gar brochen wird. Das eint Roß blybt verbrucht liegen — was tuot's? Der Fuormann holt sich ein anderes und lenkt syn Wagen wyter. Hie schauend nit als das End der Sach und den Sieg nach dem Stryt; aber bis ungezwyllet im Glauben: Gott wird die Trüwen in syner Gnad zur himmlischen Freud annehmen. Diewyl man hie läbt, so wächslet man den Schlaf und die Wacht. Dort ist ein ewige Wacht.“ Amen.

Ansprache

von Dr. Felix Burckhardt

Direktor der Zentralbibliothek

Hochverehrte Trauerversammlung!

Dr. Hermann Escher ist nicht im Amt gestorben. Aber es überkommt uns, seine jüngeren Kollegen und seine Schüler, bei seinem Tod ein Gefühl der Verwaistheit, wie es kaum stärker sein könnte, wenn er mitten aus den Reihen seiner aktiven Kollegen wäre hinweggerissen worden. Und der Dank, den ich im Namen der Behörden, Stiftungen, Bibliotheken, Gesellschaften in diese Abschiedsworte zu kleiden die schmerzliche Aufgabe habe, gilt nicht Verdiensten, die um Jahre zurückliegen. Denn bis zu dem Zeitpunkte, da Escher seine Kräfte abnehmen fühlte und das Leiden seine Bewegungsfähigkeit behinderte, ja noch auf dem Krankenbette und bis in seine allerletzten Tage war er unermüdlich tätig und verfolgte alle Vorgänge auf dem Gebiete des Bibliothekwesens, ordnete manches noch laufende Geschäft, gab Anregungen und Ratschläge.

Als ich vor sieben Jahren dem Verstorbenen zu seinem fünfzigsten Berufsjubiläum gratulieren durfte, sagte ich, daß seine Laufbahn ein sprechendes Beispiel darstelle für das Wachsen des Menschen mit seinen höheren Zielen. Wenn ich heute den Menschen Escher, seine Laufbahn, seine Ziele und seine Erfolge nochmals überdenke, so

möchte ich doch eher sagen, daß in dem jungen Escher der 1880er Jahre schon der ganze ausgewachsene Bibliothekar enthalten war, und daß er, vor immer weitere und höhere Aufgaben gestellt, lediglich Reserven seiner Tatkraft und seines beruflichen Genies heranzurufen brauchte.

„Ein großes Glück für Zürich“ hat ein ausländischer Kollege den Eintritt Eschers in den Dienst der damaligen Stadtbibliothek im Jahre 1881 genannt, wo er sechs Jahre später schon an die leitende Stelle emporstieg. „Der rechte Mann fand sich zur rechten Zeit ein“, da ein verdientes, aber überaltertes und durch Krankheit gehemmtes Bibliothekariat sich in die Anfänge einer rapiden Entwicklung des Bibliothekswesens hineingestellt sah, die es mit dem besten Willen nicht mehr hätte meistern können. Zürich verdankt es Escher, daß seine Stadtbibliothek aus einer zwar inhaltlich wertvollen, organisatorisch und betriebstechnisch aber belanglosen Sammlung zu einem Institut wurde, das die für die Bibliotheksvereinigung nötige Anziehungskraft besaß und zumal seit seiner Entwicklung zur Zentralbibliothek im Jahre 1916 nicht nur in der ganzen Schweiz, sondern auch im Ausland als vorbildlich gepriesen werden konnte.

Die mit dem Jahre 1880 einsetzenden Jahresberichte der Stadtbibliothek — schon das Zusammenfallen ihres Erscheinens mit dem Eintritt Eschers ist bedeutsam — lassen die geistig führende Rolle des jungen Beamten bei den Geschäften erkennen, noch bevor er an die Öffentlichkeit trat. Vollends seit seiner Übernahme der Leitung folgen die wichtigsten Zielsetzungen, Arbeiten, Einrichtungen, fast ununterbrochen, bald auch über den Rahmen der eigenen Bibliothek hinausgreifend: Redaktion und Druck des dreibändigen Katalognachtrages, die

gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse der zürcherischen Bibliotheken, der Schlagwortkatalog, die Vorbereitung der Zürcher Bibliotheksvereinigung, die Gründung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare, die Pläne für einen schweizerischen Gesamtkatalog. Es mindert die Verdienste Eschers nicht, wenn wir an die Männer erinnern, die mit Anregungen, ausführender Arbeit, Geldmitteln zum Gelingen beitrugen: Hugo Blümner, Theodor Vetter, Ferdinand Rudio, Adolf Tobler, Wilhelm v. Wyß, Hans Barth, Carl Christoph und Johannes Bernoulli — um nur die Verstorbenen zu nennen. Aber Escher war doch immer der Mann, der den Plänen die zweckentsprechende Form gab und der mit hellseherischer Sicherheit jeweilen den psychologischen Moment für ihre Ausführung erkannte. Mit einer lückenlosen Folgerichtigkeit — man ist versucht, von Schönheit zu sprechen — reihen sich diese Pläne aneinander — Pläne, von denen auch nicht einer unausgeführt blieb, von den bescheidenen Anfängen bis zum Höhepunkt der Gründung der Zentralbibliothek.

Daß Eschers Kenntnisse auch für die Einrichtung und Verwaltung anderer zürcherischen Institute in Anspruch genommen wurde, war gegeben. In der Kommission für die Bibliothek des Schweizer Alpenclubs, die von der Stadtbibliothek und hernach von der Zentralbibliothek verwaltet wurde, saß er fast fünfzig Jahre lang. Ein rüstiger Bergwanderer bis ins hohe Alter, dazu von Haus aus Historiker, baute er diese Büchersammlung gleichmäßig nach der touristischen wie nach der geschichtlich-topographischen Seite aus. In den Kommissionen des Archivs für Handel und Industrie und der Zentralstelle für soziale Literatur gab er Proben

des Verständnisses für das Wesen solcher vorwiegend praktischen Bedürfnissen dienenden Auskunftsstellen, der politischen Unbefangenheit und des Organisationsgeschickes.

Ganz besonders aber war Escher auch auf dem Gebiete des Volksbibliothekwesens schöpferisch tätig. Zunächst in Zürich, als 1896 die Pestalozzi-Gesellschaft gegründet und ihr von der Stadt Zürich unter andern Aufgaben auch die Errichtung und der Unterhalt einer Bibliothek und von Lesesälen übertragen wurde. Escher wurde Präsident der Bibliothekskommission, hatte den Betrieb der Hauptbücherei und ihrer Zweigstellen einzurichten und sich zu diesem Zweck in die besonderen geistigen und technischen Aufgaben der Volks- und allgemeinen Bildungsbibliothek einzuarbeiten, hinunter bis zur Anlage der Kataloge und des Ausleiheapparates. 1931 übernahm Escher nach dem Tode von Dr. Friedrich Zoltinger das Präsidium der Gesamtgesellschaft und führte die Neuordnung des Lesesaal- und Bibliothekunternehmens auf breiterer, durch vermehrte städtische Beihilfe geschaffener Grundlage durch, wobei auch die von ihm von jeher als unzweckmäßig empfundene Trennung der beiden Betriebe organisatorisch und durch den Bau des Pestalozzihauses auch räumlich beseitigt werden konnte. Die literarische Seite des Volksbibliothekwesens lag Escher vielleicht weniger. Er war in seinem Bedarf an Belletristik ein „homo paucorum librorum“; vielleicht erkannte er instinktiv die auf die Länge abstumpfende und zermürbende Wirkung des berufsmäßigen und zwangsweisen Schnellesens. Doch war er keineswegs engherzig; wenn ein Buch, zu dem er selbst ein inneres Verhältnis nicht hatte und nicht haben konnte, mit guten Gründen

zur Anschaffung empfohlen wurde, so stimmte er zu. Was aber Escher für die Volksbibliothekarbeit geradezu prädestinierte, war sein Optimismus, sein Glaube an die Aufnahmewilligkeit des Menschen für gute und insbesondere für nützliche Bücher. So war es gar nicht anders möglich, als daß er von einer 1919 unternommenen mehrmonatigen Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika mit stärksten Eindrücken heimkehrte. Die Schweiz darf diesem Optimismus Eschers Dank wissen; er bescherte ihr die innerhalb weniger Jahre zu schöner Blüte gelangte Stiftung der Schweizerischen Volksbibliothek. Wie Escher die Behörden, die Mitglieder der Bundesversammlung, finanzkräftige Gönner für das Werk zu interessieren, wie er föderalistische Abneigung und Mißtrauen von rechts und links zu besiegen wußte durch seinen Plan einer Verbindung von einheitlicher Leitung und dezentralisierter Einrichtung und Auswirkung, wie der immerhin schon gegen die Mitte der sechzig vorgerückte Mann in zeitweilig wöchentlichen Sitzungen, Konferenzen, Besichtigungen außerhalb Zürichs mit souveränem Geschick Initiativkomitee, Stiftungsrat, Vorstand, Subkommissionen leitete — das war bewunderungswürdig. Es wurde ihm nicht leicht, die Leitung gerade dieses Unternehmens nach seiner Erkrankung niederzulegen.

Mit der Erwähnung der Schweizerischen Volksbibliothek haben wir schon Eschers Tätigkeit auf dem Gebiete des gesamtschweizerischen Bibliothekwesens berührt. Nicht nur erstreckt sich der Wirkungskreis dieser Stiftung über die ganze Schweiz, sondern sie ist auch aus den Kreisen des schweizerischen bibliothekarischen Berufsverbandes, der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare hervorgegangen. Escher gehörte im Jahre

1897 zu den Gründern auch dieser Organisation, die den Mangel einer in schweizerischen Verhältnissen unmöglichen einheitlichen Bibliotheksgesetzgebung und Bibliothekspolitik in etwas wettmachen wollte durch den freiwilligen Zusammenschluß der Bibliothekare des ganzen Landes. Die Stelle, welche zentrale bibliothekarische Aufgaben übernehmen und gemeinsamen Unternehmungen als Kristallisationspunkt und Rückhalt dienen konnte, war in der Schweizerischen Landesbibliothek zwei Jahre zuvor geschaffen worden. Die Frage eines Helvetica-Nachweisekataloges an diesem Institut eröffnete die Aussicht auf einen schweizerischen Gesamtkatalog, zu dem der eben damals geschaffene zürcherische Zentralkatalog das Muster liefern konnte, und der nach verschiedenen Peripetien dreißig Jahre später verwirklicht wurde, auch er ein Beispiel dafür, wie Escher das Ziel unverrückbar im Auge behielt, sich ihm aber je nach Gunst und Ungunst der Zeiten und Umstände auf verschiedenen Wegen zu nähern suchte, ohne vorgefaßte Meinung oder gar Unbelehrbarkeit. Noch in den letzten Jahren hat Escher durch seine Mitarbeit in der Frage der beruflichen Fortbildung der Vereinigung und dem gesamten schweizerischen Bibliothekstande wertvollste Dienste geleistet. Daß auf den Programmen der Jahresversammlungen ein Vortrag Eschers stand, war fast selbstverständlich.

Lange Jahre hindurch war Escher Mitglied und Präsident der schweizerischen Bibliothekkommission, der Aufsichtsbehörde der Schweizerischen Landesbibliothek. Geschätzt von den Vorstehern des eigenössischen Departementes des Innern und von den Mitgliedern der Kommission, in freundschaftlichem Einvernehmen mit dem Direktor der Bibliothek, hat er nicht wenig zur Ent-

wicklung der letzteren beigetragen. Wenn die Bibliothekvereinigung in Luzern unter einer der heutigen Finanzlage des Bundes angemessenen Ablösung der Subvention an die Bürgerbibliothek Luzern, die Sammelstelle für ältere Helvetica zustande kommt, so haben Eschers jahrelange kluge Bemühungen kein geringes Verdienst daran; noch auf dem Krankenbette hat ihn die Lösung gerade dieser Frage beschäftigt.

Neben der bibliothekarischen Tätigkeit hat es Escher stets auch zur Historie gezogen. Freilich mußte seine literarische Produktion auf diesem Gebiete, die mit einer auch heute noch nicht überholten Doktorarbeit über die schweizerischen Glaubensparteien der Reformationszeit und mit einer grundlegenden Studie über eine Episode der Mailänder Feldzüge vielversprechend begonnen hatte, mehr und mehr hinter der Berufsarbeit zurücktreten. Historischem Interesse entsprang und entsprach auch seine eifrige Mitarbeit in der Redaktionskommission des Zürcher Taschenbuches.

Unser Land und gar der Stand der Bibliothekare haben äußere Ehren kaum zu vergeben. Escher mußte sich — und seine Bescheidenheit hätte es nicht anders gewünscht — mit dem Bewußtsein der geleisteten Arbeit, des erlangenen Erfolges genügen lassen. Immerhin durfte er bei wichtigen Abschnitten seines Lebens und seiner beruflichen Laufbahn wiederholt Zeichen des Dankes entgegennehmen. Eine seltene und von ihm hochgeschätzte Ehrung war die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des Vereins deutscher Bibliothekare an seinem fünfzigsten Amtsjubiläum 1931, ein Beweis dafür, wie sehr sein Wirken auch im Ausland gewürdigt wurde, insbesondere in Deutschland, dem Escher seit seiner Studien-

zeit auf historischem und hernach auf bibliothekarischem Gebiete überaus viel verdankte und mit dessen Bibliothekaren ihn zahlreiche Bande der Freundschaft verknüpften.

Eschers fast unglaubliche Arbeitsfähigkeit, das Vorhandensein jener Reserven, von denen ich eingangs sprach, war keine Selbstverständlichkeit. In den Jahren nach dem Abschluß seines Studiums war er längere Zeit starken gesundheitlichen Hemmungen unterworfen. Allein er wurde Herr über seine von Haus aus eher zarte Konstitution durch die strenge Selbstdisziplin, mit der er einen sorgfältig entworfenen Lebensplan durchführte, durch eine Lebensführung von größter Einfachheit, Bedürfnislosigkeit und Zweckmäßigkeit. Die Zeit meisterte er durch Frühaufstehen und methodische Arbeitsweise. Dem Fernerstehenden mochte das gelegentlich als eine gewisse Pedanterie erscheinen. Es war das nicht, weil es nicht Selbstzweck war, sondern innere Notwendigkeit, vielleicht bittere Notwendigkeit, und weil dieses Tun frei war von allem Schematismus. Wie viel Kraft hat sich Escher nur schon dadurch erspart, daß er, wenn er an irgendeine Unternehmung ging, nicht zugleich mit den großen Linien auch schon alle Einzelheiten des Projektes entwerfen wollte. Das kam später, kam später fast von selbst. „Cura posterior“ und „Dies diem docet“ waren Worte, die wir oft aus seinem Munde hörten. Dabei war Escher keineswegs ein Verächter der Kleinarbeit; der bis in das Letzte von ihm ausgedachte und ausgefeilte Organismus der Zentralbibliothek ist dessen Zeuge. — Der Erhaltung seiner Kräfte hatte auch die Erholung zu dienen, die der bis in sein Alter ausdauernde Fußgänger und aufmerksame Beobachter der Natur am liebsten in

den Alpen suchte. Anregung, aber auch starke Anspannung der Kräfte brachten die Studienreisen, die Escher in die meisten wichtigen Bibliotheken Europas und, wie erwähnt, auch Nordamerikas führten. Zog sich Escher im Genusse der Geselligkeit bestimmte, ungern preisgegebene zeitliche Grenzen, so war er doch nie ein Spielverderber; er konnte es verstehen, ja er freute sich darüber, wenn seine Kollegen in dieser Beziehung ein übriges leisten konnten.

Ein Wort endlich über Escher als Vorgesetzten und Kollegen. — Es war das Große an ihm, daß er jeden, der an einem gemeinsamen Werke mitarbeitete — aber eben auch wirklich mitarbeitete — als Mitarbeiter und nicht als Untergebenen oder gleichgültige Hilfskraft behandelte. Jede Anregung im Betrieb, mochte ein Bibliothekar oder ein Magazingehilfe sie vorbringen, wurde geprüft, mit dem Antragsteller und den übrigen dabei interessierten Beamten besprochen. Durch regelmäßige Konferenzen erhielten die Mitglieder des Bibliothekariates und anderes Personal Einblick in die Probleme des gesamten Betriebes und in die laufenden Arbeiten, wobei begründete und in angemessener Form vorgetragene Kritik durchaus zugelassen war, wenn auch selbstverständlich der Direktor die letzte Entscheidung allein fällte. Es hat mir großen Eindruck gemacht, daß ich als junger Bibliothekar und trotzdem meine Hauptbeschäftigung auf einem Nebengebiete der Bibliothekverwaltung lag, von Anfang an zu den Konferenzen beigezogen wurde, in denen die Baupläne und die künftige Einrichtung der Zentralbibliothek durchberaten wurden. So ergab sich ein kollegiales Verhältnis, das durch den bedeutenden Altersunterschied zwischen Escher und den

meisten seiner Mitarbeiter einen patriarchalischen Zug erhielt, wenn auch dieser in den größeren Verhältnissen der Zentralbibliothek unwillkürlich etwas zurücktrat. Der Ausbildung des Personals galt Eschers besondere Sorge. Die Bibliothekare wurden auf Studienreisen ins In- und Ausland geschickt, das technische Personal an Fachaussstellungen, und es ist nicht von ungefähr, daß Escher, als er seinen Freund Professor Adolf Tobler bei der Abfassung seines großen Vermächtnisses an die Zentralbibliothek beraten durfte, unter anderm die Ermöglichung von Studienreisen als Zweckbestimmung des Legates empfahl, durch die dem Personal ein teilweiser Ersatz für die in der Schweiz mangelnde theoretische Ausbildung geboten werden sollte.

Nach seinem Rücktritt von der Leitung der Zentralbibliothek im Frühjahr 1932 wurde Escher vom Stadtrat in die Bibliothekskommission abgeordnet und stellte sich auch als Behördemitglied mit seinem Rat in allen fachlichen Fragen stets gerne zur Verfügung. So blieb das kollegiale Verhältnis zum Nachfolger in neuer Form bestehen und wurde auf die angenehmste Art der Fortgang der Geschäftsführung nach bewährten Grundsätzen gesichert. Bis in die letzten Tage ließ sich Escher über jede irgendwie wichtige Angelegenheit der Zentralbibliothek unterrichten.

Am Bibliothekarenkongreß von 1935 in Spanien, an dem ich meistens in der Nähe Eschers weilte, mußte ich einen ausländischen Kollegen darüber aufklären, daß jener zwar nicht mein leiblicher, wohl aber mein bibliothekarischer Vater sei. Das Wort hat Escher gefreut. Es ließ sich aber auf mehr als einen seiner Schüler anwenden. Und diesen seinen bibliothekarischen Söhnen war Escher

auch außerhalb des Berufes ein wahrer Vater. Er hat seinen guten Rat nie versagt, und wie oft folgte dem Rat auch die Tat! Er hat darüber nie gesprochen und wollte nicht, daß darüber gesprochen werde; heute dürfen und müssen wir ihm auch dafür danken.

Es danken ihm mit seinen nächsten Mitarbeitern, mit den Behörden und dem Personal der Zürcher Bibliotheken, denen er in vorbildlicher Weise während Jahrzehnten vorgestanden hat, auch seine Kollegen in der ganzen Schweiz, und ich weiß, daß man auch an den Bibliotheken des Auslandes, soweit die Kunde von Eschers Hinschied heute schon gedrungen sein mag, in Verehrung des Toten gedenkt. Escher hat Zürich und der Schweiz, ja der gesamten Respublica literarum Großes, er hat ihnen sein Bestes gegeben. Das wird bleiben und seinen Namen auf kommende Geschlechter von Berufsgenossen vererben, die sein Lebenswerk zur Nacheiferung verpflichtet. — Wir nehmen Abschied von Hermann Escher: Ave pia anima!

Ansprache von Prof. Dr. G. Leyh

Bibliothekdirektor in Tübingen

Als Vertreter des Vereins Deutscher Bibliothekare entbiete ich unserem Ehrenmitglied Dr. Hermann Escher den letzten Dank und Gruß. Hermann Escher bedeutete für uns jahrzehntelang den Mittelpunkt und die Seele des hochentwickelten schweizerischen Bibliothekwesens. Aber seine Bedeutung und sein Einfluß reichten weit über die Schweizer Landesgrenzen hinaus. Wiederholt konnten wir ihn auf unseren Fachversammlungen als hochgeschätzten Gast freudig begrüßen. Aus seinen von überlegener Sachkenntnis getragenen Referaten schöpften wir alle reiche Belehrung, und seine mannigfachen Beiträge zu unserer Fachzeitschrift werden immer zu den gediegensten und gehaltvollsten ihrer Art gezählt werden.

Hermann Eschers schöpferischer Befähigung ist es zu danken, daß die Zentralbibliothek in Zürich in der ersten Reihe der großen europäischen Bibliotheken steht und seit ihrer Begründung nicht aufgehört hat, die Blicke der Bibliothekare aller Kulturländer auf sich zu ziehen.

In dem seltenen Zusammentreffen hoher bibliothekarischer Verwaltungskunst und eindringlicher gelehrter Tätigkeit hat das Bild Hermann Eschers seine charakteristische Ausprägung erhalten — in dieser Form gehört Hermann Escher nicht bloß der Geschichte der Schweizer Bibliotheken, sondern der Geschichte der Bibliotheken überhaupt an — so werden ihn insbesondere die deutschen Bibliothekare immer in einem dankbaren, verehrungsvollen Gedächtnis behalten.

Hermann Escher als Historiker

Nachruf von Dr. Anton Largiadèr,
Staatsarchivar

(Aus der Neuen Zürcher Zeitung)

Hermann Escher ist mit Zürichs Geistesgeschichte nicht nur durch seine Arbeit als Bibliothekar verbunden, er war ebenso stark an geschichtswissenschaftlichen Leistungen beteiligt, und eine zukünftige Überschau schweizerischer Historiographie wird seinen Namen immer zu nennen haben. Liegen seine großen wissenschaftlichen Arbeiten auch schon etliche Dezennien zurück und war ihr Verfasser auch nie Dozent geschichtlicher Vorlesungen an der Universität gewesen, so wurde zu seinen Lebzeiten in Zürich doch kaum eine wichtigere Frage unseres Fachgebietes gelöst, ohne seinen Rat einzuholen. Als dem Freund eines Georg v. Wyß, eines Paul Schweizer und eines Gerold Meyer v. Knonau lagen ihm die Interessen der Hochschule am Herzen, und es darf auch nicht vergessen werden, wie sehr er sich beratend den Jüngeren zur Verfügung stellte, die sich der akademischen Laufbahn zuwenden wollten. Geboren zu Reutte im Tirol, besuchte Hermann Escher die Schulen zu Chur und Zürich und studierte seit 1876 Geschichte. G. von Wyß, Friedrich Salomon Vögelin, Meyer von Knonau, Rahn, Windelband und Avenarius hörte er in Zürich, Scheffer-Boichhorst, Sohm und Baumgarten waren seine Lehrer in Straßburg.

Von Baumgarten, dem Historiker Karls V., gewann er die starken Impulse für eigene Studien über die Mailänder Feldzüge, den Verrat von Novara und die Zeit der Reformation. Denn mit dem Buche „Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, vornehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutschen Protestanten 1527 bis 1531“ hatte Escher 1881 in Zürich doktort und damit einen Gedanken angeschlagen, der sein ganzes Leben begleiten sollte: die Zürcher Reformation und Zwingli. Daß er als aufrechter reformierter Zürcher gerade diese Zeit besonders pflegte, trat in seinem Schaffen allezeit hervor, und 1913 sprach er in der Festgabe für Meyer v. Knonau von den reichen Überlieferungen, die auf Ulrich Zwingli und damit auf „Zürchs größte Zeit“ zurückführen. Escher verdankt Zürich auch die Anregung zu dem eindrucksvollen Gedächtniswerk über Zwingli, das 1919 auf das Zürcher Reformationsjubiläum unter Mitarbeit zahlreicher Autoren herauskam. Dem Zwingliverein kam seine Arbeitskraft von dessen Gründung bis in die letzten Tage zugute, und auch da war er der treibende Geist für die Herausgabe der „Zwingliana“, der Werke Zwinglis und des Bullingerbriefwechsels. Daneben ging eine stattliche Fülle von Arbeiten zur Geschichte Zürichs, verstreut in Neujahrsblättern und im Zürcher Taschenbuch, das er dreißig Jahre lang redigierte und dem er seit 1933 als Präsident einer kleinen Kommission zürcherischer Geschichtsfreunde vorstand. Befreundeten Männern setzte er in Lebensbildern ein wohlverdientes Ehrenmal, so Georg von Wyß, Dr. C. Escher-Ziegler, Prof. Tobler-Blumer, Rektor Wilhelm von Wyß, Prof. Meyer von Knonau, Dr. Hermann Wartmann in St. Gallen.

Escher, der selbst Soldat war und sich durch kriegsgeschichtliche Arbeiten einen Namen gemacht hatte, bewahrte zeitlebens etwas von militärischer Kürze und Sachlichkeit, aber immer war dieser schlichte Diener seiner Heimat von persönlicher Wärme und Wohlwollen erfüllt. Wenn er uns heute als die Verkörperung jenes in Zürich wohlbekannten Satzes „*melius esse quam videri*“ erscheint, so ruft sein außergewöhnliches Talent als Mann der Verwaltung und der Organisation die Erinnerung an einen seiner Vorfahren wach, an den Bürgermeister Heinrich Escher, der 1687 lieber unverrichteter Dinge vom Hofe des Sonnenkönigs abreiste, als daß er durch Konzessionen der Würde seines Staates etwas vergeben hätte; sein Schaffen erinnert ferner an den Statthalter Heinrich Escher, den Gründer des Zürcher Waisenhauses. War Hermann Eschers öffentliches Wirken durch eine Reihe von hervorragenden Vorfahren geradezu bedingt, so nicht weniger sein geschichtliches Talent. Schon der Vater, ursprünglich Spinnereitechniker und Kaufmann, wandte sich historischen Studien zu, war nach seiner Rückkehr nach Zürich Konservator des Antiquariums auf dem Helmhaus und gehörte zu den Freunden des Pfahlbautenforschers Ferdinand Keller. So kam es, daß seit 1881, da Escher zum II. Unterbibliothekar der Stadtbibliothek gewählt wurde, Vater und Sohn noch zehn Jahre lang im gleichen Hause wirkten. Vor allem aber erblickte Escher in seinem Urgroßvater, dem Seckelmeister Hans Caspar Hirzel zum „Rech“ (gestorben 1827) einen Mann von seiner Art und Prägung. Verwaltungsmann und Politiker, war dieser sein Vorfahre Zeitgenosse der alten Eidgenossenschaft, der Helvetik, der Mediation und der Restauration. Er machte

Geschichte, und als die Prärogativen der alten Familien dahingefallen waren, da blieb er ein aufmerksamer Beobachter des öffentlichen Lebens. Mehrfach hat sich ihm Hermann Escher in geschichtlichen Arbeiten zugewendet, und zuletzt noch schilderte er seine Tätigkeit als Landvogt zu Baden. Allein Escher war sich der Bedingtheit des menschlichen Tuns bewußt, und Glorifizierung des eigenen Geschlechtes lag ihm ferne. So mag er mit seinen eigenen Worten charakterisiert werden, die er 1935 beim Familienjubiläum der Escher vom Glas geschrieben hatte:

„Auch die Schicksale von Familien sind, wie alles Menschliche, dem Wechsel unterworfen. Veränderte Zeitumstände und veränderte Einstellung dazu wirken sich auch in ihnen aus. Eine Vergangenheit von Jahrhunderten allein macht die Lebenskraft nicht aus, wenn diese nicht stets durch neue Energien der Angehörigen ergänzt wird. Aber sich der Herkunft bewußt zu bleiben, bildet unter allen Umständen eine wertvolle Beigabe zum Leben des Einzelnen wie zu dem von Familien.“

Zentralbibliothek Zürich



ZM03412861

